

STROMKONZERNE

## Riesen taumeln im Wind

E.on und RWE erleben ihre eigene Existenzkrise. Wie groß können die Konzerne noch sein, wenn jedermann Strom erzeugt?

von Christian Tenbrock | 05. September 2013 - 08:00 Uhr

Als der Eifelbauer Heinz Hoffmann Ende der neunziger Jahre das erste Windrad auf sein Land setzte, war die Welt für den Essener Stromgiganten RWE und die anderen deutschen Energieversorger noch in Ordnung. Das Wort Energiewende war noch nicht ausbuchstabiert, der Strom kam überwiegend aus Kohlemeilern oder Atomkraftwerken. Heinz Hoffmann aber baute zusammen mit befreundeten Landwirten eine Mühle nach der anderen, investierte in Biogas und bestückte die Dächer von Scheune und Wohnhaus mit Solarpanelen. Heute drehen sich in Sichtweite seines Hofes im westlichsten Winkel der Eifel nahe Üttfeld neun Windräder, und der Bauer, der sich inzwischen Energiewirt nennt, produziert jährlich rund 13 Millionen Kilowattstunden Strom – genug, um fast 4.000 Haushalte ein ganzes Jahr lang zu versorgen.

Vor 15 Jahren war Hoffmann ein Pionier. Im Jahr 2013 ist er einer von sehr, sehr vielen. Statistisch ist heute jeder sechzigste Bundesbürger ein Energiewirt wie Hoffmann. Und gemeinsam konnten diese deutschen Stromproduzenten am 18. April dieses Jahres ein denkwürdiges Jubiläum feiern: Erstmals in der Geschichte der Republik erzeugten Wind und Sonne mehr Strom als alle fossilen Kraftwerke zusammen. Grünstrom dominierte.

Dieses erstaunliche Ereignis geschieht nur an wenigen Tagen im Jahr. Aber die Entwicklung dahin – von Menschen wie Heinz Hoffmann angetrieben, von Hunderttausenden Deutschen kopiert – hat die Energiewelt der Bundesrepublik von Grund auf verändert. Für RWE und Co., zusätzlich gebeutelt vom Atomausstieg, ist diese Welt nun überhaupt nicht mehr in Ordnung. Nichts geht mehr, was jahrzehntelang ging. Das System, in dem die Konzerne operierten, zerfällt, und die Monopolkommission verlangt in einem Gutachten für die Bundesregierung, das an diesem Donnerstag vorgestellt wird, eine völlig neue Grundordnung für die Energiewirtschaft.

Dezentral organisierte Stromerzeugung aus mittlerweile über 1,3 Millionen Grünstrom-Anlagen verdrängt die fossilen Stromfabriken der Energieriesen. Geschäftsmodelle, die einst Profite und Macht garantierten, werden damit obsolet. Was das bedeutet, wird in der Eifel ebenso deutlich wie an den Börsen und in den Konzernbilanzen. Der ehemalige Milchbauer Heinz Hoffmann hat seine Stromproduktion von Jahr zu Jahr gesteigert und bezieht heute 75 Prozent seines Einkommens aus dem Stromverkauf. Bei RWE sinken Gewinne und Renditen, auch den drei anderen großen Versorgern E.on, Vattenfall und EnBW geht es immer schlechter. Atomkraftwerke müssen abgeschrieben werden, Gaskraftwerke lohnen nicht mehr, selbst die Kohleverstromung bringt kaum noch Geld. Investoren zweifeln, ob die Konzerne überhaupt noch eine Zukunft haben: Der Aktienkurs

von RWE ist seit 2008 um über 70 Prozent eingebrochen, und auch E.on, das einst mit Siemens um den Titel des wertvollsten deutschen Konzerns kämpfte, ist an der Börse fast drei Viertel weniger wert als vor fünf Jahren.

**ENBW: UMBAU!**

Kein anderer Energieversorger in Deutschland ist so fixiert auf die Atomkraft wie EnBW. Rund die Hälfte seiner Erzeugungskapazität kommt bislang aus jenen Stromfabriken, deren Ende 2022 besiegelt sein soll. Keinem anderen Konzern dürfte deshalb der notwendige Umbau auch so schwerfallen wie dem Unternehmen aus Karlsruhe. »Wir haben zu stark in Megawatt und Kilometer gedacht, jetzt müssen wir uns an Watt und Meter gewöhnen«, sagte EnBW-Chef Frank Mastiaux der Wirtschaftswoche.

Mastiaux hat dem – zusätzlich durch politische Skandale und obskure Russlandgeschäfte ins Gerede gekommenen – Unternehmen deshalb einen radikalen Neuanfang verschrieben. Führungsstrukturen sollen gestrafft und 350 Tochtergesellschaften teilweise zusammengelegt werden; EnBW soll künftig näher am Kunden arbeiten und mit zahlreichen Dienstleistungen reüssieren. Bis 2020 will der Konzern überdies 40 Prozent seines Stroms aus erneuerbaren Quellen erzeugen. Kohlemeiler, die sich nicht mehr rentieren, sollen abgeschaltet werden. Vier konventionelle Kraftwerksblöcke stehen bereits jetzt vor dem Aus.

Die Kosten des Umbauprogramms werden auf sieben Milliarden Euro geschätzt. Da der Konzern schon auf acht Milliarden Euro Schulden sitzt und die Gewinne wegbrechen, ist das ein harter Brocken. Hilfreich könnte es da sein, dass EnBW zu über 90 Prozent dem Land Baden-Württemberg und neun Landkreisen gehört: Staatliche Besitzer haben gemeinhin Geduld.

**VATTENFALL: AUSSTIEG?**

Auch der schwedische Konzern Vattenfall, die Nummer vier auf dem deutschen Strommarkt, ist im öffentlichen Besitz. Allerdings – so berichten es jedenfalls schwedische Medien – gerät die Umweltbilanz des Unternehmens auch bei Schwedens Regierung zunehmend in die Kritik. Gerade in Deutschland gehört Vattenfall mit seinen Braunkohlekraftwerken zu den großen Umweltsündern. Weil überdies die Gewinne nicht mehr stimmen, hat der Konzern vor Kurzem die Abspaltung seiner Geschäfte in Deutschland, den Niederlanden und Großbritannien von den Aktivitäten in Nordeuropa angekündigt. Damit aber ist auch der völlige Ausstieg aus dem deutschen Stromerzeugungsmarkt möglich geworden, der bis zur Energiewende noch für einen erklecklichen Teil des Konzerngewinns sorgte. Kämpfen will Vattenfall dagegen weiterhin um die Stromnetze, die das Unternehmen in Hamburg und Berlin betreibt. In beiden Städten stehen Volksabstimmungen an, mit denen Konzernkritiker erreichen wollen, dass die Leitungen künftig ganz in den Besitz einzelner Bürgergruppen oder des Staates übergehen.

Vattenfall selbst wirbt damit, in Berlin schon zum Vorreiter einer modernen, dezentralen Stromversorgung geworden zu sein und das Netz schon jetzt mit 10.000 »intelligenten« Stromzählern aufgerüstet zu haben. Dass das Leitungsgeschäft Profis benötigt, zeigen ein paar Zahlen: Berlins Netz ist 35.500 Kilometer lang, hat 81 Umspannwerke, 7.700 Netzstationen und insgesamt 2,2 Millionen Zähler.

Die Konsequenzen sind dramatisch: Rund 20.000 Beschäftigte stehen inzwischen auf Entlassungslisten oder haben ihre Papiere bereits bekommen; bei E.on wird intern darüber spekuliert, dass das Unternehmen in 20 Jahren nur noch halb so viele Mitarbeiter haben könnte wie heute. Ganze Geschäftszweige verkümmern, Töchter werden verkauft, Investitionen abgeblasen und Sparprogramme beschlossen. Verzweifelt versuchen die Konzerne, sich in der neuen Welt zurechtzufinden. "Wir befinden uns in der größten Branchenkrise aller Zeiten", sagt RWE-Chef Peter Terium. Die DNA seiner Firma war auf ein zentralisiertes System der Stromerzeugung mit großen Stromfabriken ausgerichtet. Jetzt soll RWE eine neue DNA bekommen, neue Geschäftsmodelle sollen neue Geschäfte bringen. Teriums Unternehmen und die anderen Konzerne sollen schnell werden, innovativ, agil und anpassungsfähig – um zu überleben.

Aber können sie das?

### **Das kleine Geschäft mit der Umwelt überließen die Konzerne anderen**

Am Rande von Heinz Hoffmanns Energiehof in der Eifel steht ein kreisrunder Speicher, etwa 25 Meter im Durchmesser, rund sechs Meter hoch. Dieser Speicher wird immer dann mit dem von Hoffmanns Biogasanlage erzeugten Gas gefüllt, wenn die Sonne scheint, die Stromproduktion aus seiner Solaranlage also am Maximum ist. Nachts dagegen entleert sich der Speicher, und Strom wird mit Gas produziert. Gesteuert wird diese wechselweise Stromherstellung aus Sonne und Biomasse in einem grünen Bürocontainer – Hoffmanns kleiner Leitwarte.

Beides – die Leitwarte wie den Speicher – hat RWE dem Energiewirt auf den Hof gestellt. Mit dem Projekt wird versucht, eines der großen Probleme der Stromerzeugung durch Wind und Sonne zu lösen: die je nach Wetterlage schwankende Einspeisung von Grünstrom in die Netze.

Geld verdient wird mit Hoffmanns Biogas-Puffer noch nicht. Für RWE ist er dennoch ein wichtiges Zukunftsprojekt – und ein winziger Teil des mühsamen Versuchs, bei der Energiewende in Deutschland nicht nur hinterherzulaufen, sondern sich an die Spitze des Fortschritts zu setzen. Auf diesem Weg ist sich der Konzern inzwischen auch für die kleinsten Aufgaben nicht mehr zu schade. Im nordrhein-westfälischen Kerpen errichtet er eine Bürger-Solaranlage, auf kommunalen Dächern in Wittlich und Elsdorf werden Photovoltaik-Paneele installiert, im Dörfchen Paffendorf bei Bergheim wird eine Biogasproduktion gebaut. Teilweise geht es bei diesen Projekten nur um eine Viertelmillion Euro, Summen also, für die das Unternehmen früher keinen Computer angeworfen hätte. Früher, sagt RWE-Vize Rolf Martin Schmitz, "haben wir die Aufmerksamkeit überwiegend auf große Investitionen gelegt".

Bei den übrigen Konzernen war es kaum anders. Wenn überhaupt, investierte man Milliarden, und die auch gern im Ausland, etwa in große Windparks an Land oder auf See. Kleine grüne Geschäfte nah am Kunden in der Heimat überließ man in der Regel anderen. Die Folge: Bei der Produktion grünen Stroms hatten die großen Energieversorger zuletzt einen Anteil von weniger als fünf Prozent. Mehr als die Hälfte der zwischen Flensburg und Füssen installierten Stromerzeugungskapazität aus Sonne, Wind oder Biomasse wurde 2012 von Privatleuten kontrolliert, der Rest von Kommunen, Finanzinvestoren und kleineren Firmen.

RWE dagegen legte noch 2005 eines der größten Kraftwerksneubauprogramme seiner 115-jährigen Geschichte auf – ganz so, als sei die Energiewende nur eine ferne Möglichkeit und als habe der Übergang in eine neue, dezentrale Energiewelt noch nicht begonnen. 13 Milliarden Euro wurden in den Bau fossiler Meiler gesteckt. Ökonomisch schien das sinnvoll, weil die traditionellen Stromfabriken hohe Gewinne abwarfen. Für alle Energieversorger war die zweite Hälfte des vergangenen Jahrzehnts eine Zeit riesiger

Profite: Zusammengenommen verdienten RWE, E.on und EnBW zwischen 2005 und 2009 zwischen 13 und 23 Milliarden Euro pro Jahr. Und noch 2010 und 2011 schaffte ein durchschnittliches deutsches Kraftwerk eine Rendite zwischen 20 und 29 Prozent.

Zum wirtschaftlichen Erfolg gesellte sich damals der seit je große politische Einfluss der Branche, der sich nirgendwo deutlicher zeigte als im 2010 von der schwarz-gelben Bundesregierung beschlossenen Ausstieg aus dem Atomausstieg. Umso größer war der Schock, als dieser Beschluss nach der Fukushima-Katastrophe ein knappes Jahr später wieder einkassiert wurde. Aber selbst das bewirkte noch keinen radikalen Neuanfang. In Deutschland mit Sonne Strom zu erzeugen, sagte zehn Monate nach Fukushima der ehemalige RWE-Chef Jürgen Großmann, sei in etwa so sinnvoll "wie Ananaszüchten in Alaska".

## **Kein deutscher Versorger schreibt mit seinem Kraftwerkspark schwarze Zahlen**

Großmann wurde nach diesem Ausspruch als Dinosaurier der Energiebranche verspottet, ebenso wie der von ihm geführte Konzern und dessen große Weggefährten. Aus seinen Worten sprach ein völliges Unverständnis dafür, dass nicht nur die deutsche Politik, sondern vor allem auch die Kunden danach verlangten, Energieversorgung künftig anders zu organisieren und grüner zu gestalten. Das wirkt bis heute nach: In einer im Frühjahr veröffentlichten Umfrage der Personalberatung LAB & Company kritisierte mehr als die Hälfte der befragten Experten und Führungskräfte aus der Energiewirtschaft, die Konzerne seien zu zögerlich bei der Energiewende. Nur jeder Fünfte glaubt, dass die großen Versorger diese Wende "wesentlich gestalten" können.

Auf den Chefetagen der Energiekonzerne sieht man das naturgemäß anders. Sein Unternehmen habe sich keinesfalls zu spät auf den Weg gemacht, sagt RWE-Vize Schmitz; der Konzern wolle nun nicht nur bei kleinen grünen Projekten reüssieren, sondern weiterhin in die Windenergie am Land und auf See, in die Wasserkraft und in Blockheizkraftwerke investieren und ein kundenfreundlicher Dienstleister werden. Auch E.on, so Vorstandsmitglied Leonhard Birnbaum, werde "das Kundenbedürfnis nach dezentralen Versorgungs- und Effizienzlösungen adressieren", überdies viel Geld in den Bau und Betrieb großer Wind- und Solaranlagen stecken. EnBW müsse zum "Maschinenraum der Energiewende" werden, fordert dessen Chef Frank Mastiaux; Vattenfall will "innovative Energienetze" bauen und damit die Wende vorantreiben.

Die Frage ist nur, ob das Geld, das die Konzerne damit künftig verdienen, das Minus kompensiert, das sie teilweise bereits im traditionellen Kraftwerksgeschäft machen – und ob ihr an Großanlagen und Gigawatt gewöhntes Personal auch mit Kilowatt und Kleinstkraftwerken im Keller zurechtkommt.

Kein deutscher Energieversorger schreibe mit seinem Kraftwerkspark gegenwärtig schwarze Zahlen, sagt E.on-Vorstand Birnbaum, der vor seinem Engagement in Düsseldorf

mehrere Jahre beim Konkurrenten RWE war. Auch das ist eine Folge der Energiewende: Zum einen verdrängt der hoch subventionierte grüne Strom wegen des gesetzlich festgelegten Einspeisevorrangs die Produktion aus fossilen Kraftwerken, zum anderen ist er – Sonne und Wind kosten nichts – in der Herstellung so billig, dass sich die an den Strombörsen erzielten Preise seit zwei, drei Jahren auf einer rasanten Talfahrt befinden. Dort kostet die Kilowattstunde Strom gegenwärtig weniger als vier Cent, 2012 waren es noch rund 50 Prozent mehr.

Das wird sich kaum ändern. Würden die Ausbauziele für die grünen Energien nur annähernd erreicht, "werden wir einen enormen Überschuss an Strom produzieren", prognostiziert Birnbaum. Eine Studie der Schweizer Großbank UBS sagt zudem voraus, dass sich der Bau privater Solaranlagen in Deutschland in absehbarer Zeit auch ohne Subventionen lohnen wird. Allein dadurch, so die UBS, würden die Stromverkäufe der etablierten Versorger bis 2020 um weitere 20 Prozent einbrechen – und ihre Gewinne aus dem Stromgeschäft um zusätzliche 50 Prozent absacken.

### **Fossile Großkraftwerke werden auch in Zukunft noch gebraucht**

Kein Wunder also, dass sowohl E.on wie auch RWE schon einige ihrer einstigen Geldmaschinen abgeschaltet und angekündigt haben, weitere Meiler stillzulegen. Bei E.on steht ein Siebtel der Gesamtkapazität unter kritischer Beobachtung, bei RWE sogar ein Fünftel.

Fossile Stromfabriken werden allerdings auch weiterhin gebraucht. Eine völlig dezentrale Stromerzeugung rein aus erneuerbaren Quellen sei wegen des Problems, grünen Strom in großem Maßstab zu speichern, auf Jahrzehnte nicht möglich, sagen fast unisono alle Energieexperten. Mithin wird es eine Mischung aus zentral und dezentral geben, bei der Großkraftwerke immer dann einspringen, wenn die Sonne nicht scheint und der Wind nicht bläst.

Diese nur kurzzeitig produzierenden und schon deshalb nicht rentablen Kraftwerke müssen allerdings bezahlt werden. Eine gesicherte Versorgung bei allen Wetterlagen zu gewährleisten kostet Geld. Bald nach der Bundestagswahl muss die Politik deshalb entscheiden, wie das organisiert werden kann. Sicher scheint derzeit nur eins: Für die Energiekonzerne wird die Bereitstellung von Versorgungssicherheit eine – und womöglich die einzige – Möglichkeit sein, mit einem Teil ihres Kraftwerksparks auch künftig gutes Geld zu verdienen.

Die vier Milliarden Euro, die in Spitzenzeiten aus den Stromfabriken in die Konzernkassen flossen, werde man damit freilich "wohl nie mehr einnehmen", sagt der RWE-Mann Schmitz. Auch Birnbaum ist überzeugt, dass die Stromerzeugung in Deutschland und Europa "ihre dominante Stellung als Ergebnisbringer für E.on schrittweise verlieren wird".

Einen teilweisen Ausgleich soll das Dienstleistungsgeschäft bringen. E.on möchte zum Rundumversorger für Unternehmen werden.

Auch dabei folgt der Konzern einem von der Energiewende in Gang gesetzten Trend. Nicht mehr nur Privatleute, auch Industrie und Gewerbe versuchen, sich von der zentralen Versorgung unabhängiger zu machen und Strom im eigenen Keller, auf dem Werksgelände oder dem Fabrikdach zu erzeugen. Jede zehnte der vom Deutschen Industrie- und Handelskammertag befragten 2.300 Firmen ist bereits dabei, dies zu tun. Bei weiteren 21 Prozent wird die Selbstversorgung geplant oder ist eine Anlage schon im Bau.

Zum Beispiel Metro: In zunächst vier seiner Großmärkte – zwei in Deutschland, zwei in Russland – wird das Handelsunternehmen gasbetriebene Blockheizkraftwerke einrichten, die sowohl den Wärme- als auch den Strombedarf der Märkte decken sollen. Für die Planung, die Finanzierung, den Bau und die Wartung der Anlagen, die später auch mit Solarenergie kombiniert werden können, ist dabei E.on zuständig.

Für den Konzern soll das Geschäft mit Metro nur der Anfang sein. Seine Strategen haben 82 mögliche Großkunden identifiziert, unter ihnen nicht nur Großmärkte, sondern auch Molkereien, Krankenhaus- oder Hotelketten, Einkaufszentren und Fleischverarbeiter. Insgesamt, so Hervé Touati, der Chef der neuen Geschäftssparte E.on Connecting Energies, sei dieser neue Markt gut 100 Milliarden Euro schwer. "Früher haben wir uns darauf beschränkt, Energie zum Kunden zu bringen. Jetzt wollen wir ihn nicht nur in die Lage versetzen, Energie selbst zu erzeugen, sondern auch, mit ihr so effizient und kostensparend wie möglich umzugehen", sagt er.

Dafür braucht es Experten. Diese haben die Konzerne – ebenso wie ein in Jahrzehnten gewachsenes Erfahrungswissen, das selbst dort noch benötigt wird, wo die Zeichen auf größtmögliche Unabhängigkeit stehen. Im thüringischen Schmalkalden etwa wird seit Jahren versucht, eine vergleichsweise autarke und dezentrale Energieversorgung einzurichten. Das Stadtwerk der 20.000 Einwohner großen Gemeinde erzeugt Strom mit Gasturbinen oder in Biogasanlagen. Auch das Stromnetz soll wieder zum Eigentum der Kommune werden. Betreiber aber bleibt E.on. "Wir sind auf externe Partner angewiesen, weil wir die Fachleute selbst nicht haben", sagt Stadtwerksleiter René Killenberg.

Deutlich wird die anhaltende Bedeutung der Konzerne für eine reibungslose Energieversorgung auch in der Eifel. Dort erzeugen Heinz Hoffmann und andere private Produzenten in der Regel doppelt so viel Strom, wie in ihrer Region benötigt wird. Die Gegend ist damit typisch für das ländliche Deutschland. Hingegen haben die Städte einen Strombedarf, der weit über die mögliche Eigenerzeugung hinausgeht. Notwendig ist also nicht nur der Ausbau der überregionalen Übertragungsnetze, um etwa Windstrom von Nord nach Süd zu transportieren; auch die regionalen Verteilnetze müssen für die Kombination aus dezentraler und zentraler Versorgung ertüchtigt werden.

In der Eifel versucht das RWE. Mit dem für einen Laien kaum durchschaubaren Einsatz neuer Mess- und Steuerungstechniken wird das Netz dort in die Lage versetzt, die schwankende Grünstrom-Einspeisung zu bewältigen und überschüssigen Strom abzutransportieren. Aus simplen Leitungen wird damit ein intelligentes System. Mit dieser Modernisierung bieten sich auch neue Möglichkeiten, mit Produzenten und Abnehmern von Strom neue Geschäfte zu machen. Überdies sind Verteilnetze zuverlässige und lukrative Einnahmequellen. "Investitionen in die Netzeffizienz bringen uns also Wettbewerbsvorteile", sagt der für das Eifel-Projekt zuständige RWE-Manager Torsten Hammerschmidt.

Aber reicht das?

Reichen ertüchtigte Netze, mehr Dienstleistungen, weitere Investitionen in große und kleine Grünstromanlagen und mögliche Gewinne aus dem Betrieb einiger Dutzend Kohle- oder Gaskraftwerke aus, um RWE, E.on, Vattenfall oder EnBW eine einigermaßen auskömmliche Existenz am Standort Deutschland zu garantieren?

E.on's Antwort jedenfalls ist eindeutig: Das Unternehmen will im Ausland wachsen, zunächst mit Vorhaben wie dem gerade in der Themsemündung fertiggestellten weltgrößten Meereswindpark London Array oder riesigen Mühlenanlagen in den USA. Schon heute gehört der Düsseldorfer Konzern mit solchen Projekten zu den größten Windkraft-Installateuren der Welt.

Zusätzliches Geld soll mit der Exploration von Öl und Gas und mit Geschäften in aufstrebenden Industrieländern wie der Türkei, Brasilien und Russland eingenommen werden – hier vor allem mit der Errichtung fossiler Großkraftwerke. Jeder dieser Geschäftszweige sei in absehbarer Zeit für ein Ergebnis von einer runden Milliarde Euro gut, sagt E.on-Vorstand Birnbaum.

Nötig wäre das. Genauso wie RWE schleppt E.on einen über die Jahre angehäuften Schuldenberg mit sich herum, der in schlechten Zeiten nicht mehr tragbar ist. Beide Unternehmen drücken Verbindlichkeiten von über 30 Milliarden Euro; beide reagieren darauf nicht nur mit der Suche nach neuen Geschäftsmodellen, sondern auch mit immer neuen Spar- und Verkaufsprogrammen. Bei E.on fielen ihnen unter anderem Regionaltöchter und die erst vor elf Jahren gegen starke politische Widerstände gekaufte E.on Ruhrgas zum Opfer; bei RWE steht nach zahlreichen anderen Verkäufen inzwischen sogar die schicke und rentable Öl- und Gasfirma RWE Dea im Schaufenster.

Nur scheint selbst das nicht zu reichen: Weil die jüngsten Halbjahreszahlen wieder drastische Gewinneinbrüche verzeichneten, will RWE-Chef Peter Terium die Kosten nun doppelt so stark senken wie geplant. Bis zu zwei Milliarden Euro sollen eingespart werden, auch bei der grünen Tochter RWE Innogy und der Kraftwerkssparte. Damit greift der Umbruch endgültig den Kern des Unternehmens an. Wie die anderen Großversorger muss sich RWE vom Denken in langen Zeiträumen und in großen Anlagen verabschieden,

schlanker und damit am Ende wahrscheinlich auch wesentlich kleiner werden. Nicht mehr Beständigkeit ist gefordert, sondern die Bereitschaft zur ständigen Entdeckung. Das sei ein "Kulturschock", sagt Terium. Ihn zu bewältigen wird nicht einfach sein.

Wirklich groß sind die Großen ja schon heute nicht mehr. Ihre Marktmacht, die noch vor wenigen Jahren das Bundeskartellamt auf den Plan rief und die ihr Handeln bestimmte, haben sie verloren, ihr politischer Einfluss ist geringer geworden. Als der Eifelbauer Heinz Hoffmann vor 15 Jahren seine erste Windmühle baute, tat es das nicht nur, um damit Geld zu verdienen, sondern auch, um den Großen etwas entgegenzusetzen. Heute, sagt er, seien die Großen für ihn keine Gegner mehr.

**COPYRIGHT:** ZEIT ONLINE

**ADRESSE:** <http://www.zeit.de/2013/37/energiewende-konzerne-stromversorger>